

Birgit Rabisch

Warten auf den Anruf

Roman

All rights reserved

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2009

Achter Verlag, Acht

www.achter-verlag.de

ISBN 978-3-9812372-1-4

Gestaltung und Satz: GreenwoodFinch, Elmstein

Druck: zappo, Berlin

Gespräche Verena

„Das geht so nicht!“

Teil I – Emma

Chemie oder „Kloppstock und Schürhaken“

Gespräche Verena

„Streichen ist die wichtigste Tätigkeit des Schriftstellers!“

Teil II – Wilhelmine

Physik oder „Ungefähr so groß wie eine Ananas“

Gespräche Verena

„Erzählen! Erzählen! Erzählen!“

Teil III – Irène

Biologie oder „Ein blöder Zellhaufen“

Gespräche Verena

„Mach es endlich!“

Gespräche
Verena
„Das geht so nicht!“

Das geht so nicht.

Warum nicht, frage ich meine Agentin Lena Korthals, und sie hält mir einen geharnischten Vortrag: Du bietest viel zu viel Sachinformationen, wen interessieren all diese Einzelheiten über den Ersten Weltkrieg und die Ammo ... wie heißt das noch?

Ammoniaksynthese.

Meinetwegen. Also über diese ... diese ...

Also wirklich! So schwer ist das ja nun wohl nicht, sich dieses Wort zu merken! Die Ammoniaksynthese ist ein so grundlegendes, bahnbrechendes Verfahren gewesen ...

Papperlapapp! Das interessiert kein Schwein. Du willst diesmal einen Roman schreiben und kein neues Sachbuch. Das kannst du hervorragend, das beweisen die Verkaufszahlen, da red ich dir auch nicht mehr drein ...

Ach, und wie war das bei meinem letzten Buch über die Gehirnforschung? Da wolltest du mir partout den Titel *Wenn du denkst, du denkst, dann denkst du nur, du denkst* ausreden. Zu lang, versteht keiner, verkauft sich nicht und so weiter. Hab ich noch genau im Ohr! Und die Rezensenten sind gerade auf den Titel abgefahren!

Zugegeben, Verena. Auch ich kann mich irren. Also, willst du jetzt keine Kritik mehr von mir hören oder warum kommst du mir jetzt damit?

Nun sei doch nicht gleich beleidigt! Natürlich will ich deine Kritik hören. Ich bitte darum! Ich flehe dich geradezu an!

Ich falle nicht vor meiner Agentin auf die Knie. Nein, so weit treibe ich das Schauspiel nicht. Aber ich lege bittend die Hände zusam-

men und schaue ihr demütig in die Augen. Endlich lacht sie. Sie hat durchaus Humor. Aber nicht, wenn es ums Geschäft geht. Schließlich ist sie mit 15 Prozent an meinem Autorenhonorar beteiligt. Folglich liegt ihr ernsthaft an meinem Verkaufserfolg. Aber woran liegt mir? Bei meinen bisherigen Veröffentlichungen war die Sache klar: Ich wollte neue wissenschaftliche Erkenntnisse möglichst anschaulich und allgemein verständlich und gerne auch ein bisschen provozierend darstellen und ich wollte damit meinen Lebensunterhalt verdienen. Beides ist mir gelungen. Aber jetzt? Warum will ich diesen Roman schreiben? Nein, ich will es nicht, ich muss es. Es ist ein Zwang. Nach all dem, was ich über meine Familie herausgefunden habe, rumort es in mir, will in irgendeiner Form ans Licht. Nein, eben nicht in irgendeiner Form. In Romanform. Weil es mir diesmal nichts nützt, nur Fakten zu kennen. Ich möchte Menschen nahe kommen, und Menschen sind keine Ansammlung von Fakten. Oder von Theorien. Menschen sind ... Nein, natürlich weiß ich keine Antwort auf Kants Frage: Was ist der Mensch? Ich will nur diese konkreten Menschen verstehen, von denen ich abstamme. Ansatzweise verstehen. Und dazu muss ich sie aus meiner Fantasie erschaffen. Denn diese Menschen sind mir unendlich fern und doch besetzen sie einen Teil meines Gehirns, machen sich dort breit, okkupieren mein Denken. Menschen, die man gemeinhin als Vorfahren bezeichnet. Ich bevorzuge den Begriff: Genpool. Er bezeichnet das Einzige, was mich mit ihnen verbindet. Oder?

Meine Agentin lacht nicht mehr. Sie fährt ungerührt in ihrer Kritik fort. Das Problem bei deinen Figuren ist, wirft sie mir vor, dass darunter keine ist, mit der man sich identifizieren kann. Wo man das Gefühl hat: Genauso würde ich auch handeln. Das wollen die Leser! Und vor allem die Leserinnen. Dir ist doch wohl klar, dass Belletristik zu 65 Prozent von Frauen gelesen wird. Und Frauen ticken nun mal anders als deine vorwiegend männlichen Sachbuchleser!

Ist dein Frauenbild nicht ein bisschen verstaubt?

Das ist eine schlichte Tatsache, liebe Verena, Statistik, Empirie. Müsstest dich doch überzeugen als Anhängerin der ... wie nennst du das noch?

Hard Sciences, du Ignorantin.

Oh Gott! Wenn jemand eine Ignorantin ist, dann du: Da schreibst du einen Roman, in dem drei Frauen als Hauptfiguren vorkommen, und das ist ja eigentlich ganz prima im Hinblick auf Leserinnen und ihr Identifikationsbedürfnis, aber dann erfüllt nicht eine davon diese Funktion! Weder Emma, noch Wilhelmine, noch Irène! Die sind alle nicht wirklich sympathisch. Da taugt keine als Rollenmodell. Das ist verschenkt, glatt verschenkt!

Es sind eben keine Figuren, sondern echte Menschen, wirklich und wahrhaftig ...

Nein, es sind deine Fiktionen!

Meine Fiktionen von Menschen mit all ihren Widersprüchen, mit Ecken und Kanten, ihren Abgründen, Dummheiten, mit Hochmut, Gefühlskälte, Ehrgeiz ...

Das ist alles viel zu negativ! Die taugen so nicht als Romanfiguren.

Für Unterhaltungsromane. Gebongt. Aber in der Literatur ...

Meine Agentin verzieht ihr Gesicht.

Literatur? Mach dich nicht unglücklich, Mädchen! Damit kannst du keinen Blumentopf gewinnen.

Du meinst: Geld verdienen. Denk doch diesmal bitte nicht an deine 15 Prozent! Es geht mir nicht ums Geld und nicht um die Literatur und nicht um vermeintliche Leserinnenwünsche. Es geht mir darum, mir eine Familie zu erschreiben. Keine Traumfamilie, keine Wunschfamilie ... überhaupt eine Familie. Und sei es nur, um sie ablehnen, hassen, verdammen zu können. Hilf mir, diese Familie aus Worten zu erschaffen! Sei meine Hebamme!

Meine Agentin schaut mich mitleidig an. Ich halte ihrem Blick stand. Sie kennt mich schon so lange. Sie kennt meine vertrackte Situation. Sie ist nicht nur meine Agentin Frau Korthals, sondern auch meine Freundin Lena. Und ich weiß, dass sie nicht nur etwas von marktkonformen Erfolgsstrategien versteht. Das ist nur ihr Beruf. Heimlich ist sie eine Kennerin und Liebhaberin der Literatur. Ihr Herz versteht eine andere Sprache als ihr Portemonnaie. An dieser Sprache soll sie mit mir arbeiten.

Na gut, sagt sie. Wie du willst. Dann nimm als Erstes mal den *geharnischten Vortrag* aus dem zweiten Satz deines Manuskripts. Geharnischt! Das gehört auf die Liste der aussterbenden Wörter. Das kannst du im ersten Teil verwenden, der noch im Kaiserreich spielt. Aber doch nicht bei unserem Gespräch in der Jetztzeit!

Schon gestrichen!

Mein schnelles Einlenken macht sie gnädiger. Für den ersten Teil gesteht sie mir Frauen zu, die *Entschuldigung heischende* oder *echauffierte* Blicke aussenden. Und *Photographen*. Die sind vielleicht sogar ein witziger Kontrast in einem Text in allerneuester deutscher Rechtschreibung, überlegt sie. Ein kurz aufblitzendes Signal nur, ans Unterbewusstsein des Lesers ...

Ich fühle mich verstanden.

Streich aber die Apostrophe in der wörtlichen Rede! „Da hab' ich's 'nem Bettler gegeben.“ Der Blick verhakt sich an den vielen Häkchen! Habe den Mut ...

... dich deines eigenen Verstandes zu bedienen?

Dich aus orthografischen Zwangsjacken zu befreien. Was auf selbe rauskommt.

Gut. Ich schicke meinen inneren Deutschlehrer in Pension und genieße die Wonnen der berühmten dichterischen Freiheit.

Spar dir deinen zynischen Unterton! Natürlich wird diese Freiheit oft missbraucht, um schlichte Unfähigkeit zu bemänteln. Das ist wie

bei einem Maler, der abstrakt malt, weil er nicht mal ein simples Porträt auf die Leinwand bringt. Den wahren Meister erkennst du noch in *Weißes Quadrat auf weißem Grund!*

Na, ich weiß nicht. Aber komm doch endlich mal zum Inhaltlichen!

Bitteschön! Mein wichtigster Rat: Fang deine Geschichte nicht mit Irène Vonderwied an! Dann musst du mit Rückblenden arbeiten ...

Aber Irène ist der Dreh- und Angelpunkt für mich! Sie ist meine Mutter und ich weiß nichts ... nichts! ... über sie. Ich kenne nur die Liste ihrer wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Internet. Wer ist sie? Als Person? Ihr muss ich mich doch zuerst annähern. Was macht sie jetzt, während wir zwei miteinander diskutieren? Wahrscheinlich sitzt sie in ihrem Wohnzimmer und wartet. Wartet auf den Anruf aus Stockholm.

Zugegeben. Das ist ein schönes Spannungsmoment. Aber dennoch: Wenn du dich deiner Mutter annähern willst und nicht nur der international anerkannten Biologin, musst du mit der Geschichte deiner Urgroßmutter anfangen.

Ich will nicht einfach eine Familiengeschichte erzählen, sondern auch eine Geschichte von Frauen in der Wissenschaft! Und meine Urgroßmutter Emma Hartkopf war keine *Frau in der Wissenschaft*, sondern nur die *Frau eines Wissenschaftlers*.

Genau damit fängt die Geschichte an, Verena.

Meinst du wirklich?

Teil I

Emma

Chemie
oder
„Kloppstock und Schürhaken“

Emma rückte ihr Hütchen gerade und zupfte an der Jacke ihres schlicht geschnittenen, aber mit hell- und dunkelgelben Schlangelinien auffällig gemusterten Kostüms. Raffiniert, hatte die Verkäuferin gesagt, und dass die Frau von Welt so etwas jetzt trage. Emma bildete sich nicht ein, eine Frau von Welt zu sein, doch sie hatte das Kostüm nach kurzem Zögern genommen.

- Is ja immerhin für meine Hochzeit! -

„Noch ein Photo! Aber diesmal mit den Jungs!“

Der Photograph, der gerade das Verdunklungstuch zurückgeschlagen hatte, sah fragend den Bräutigam an. Erich Hartkopf gab stumm nickend sein Einverständnis.

„Schnell, kommt her!“

Emma wedelte aufgeregt mit den Händen. Karl-Heinz und Wolf-Dieter, die auf einer Bank an der Seitenwand des Lichtbildateliers Felix Meixner die spannende Prozedur aufmerksam verfolgt hatten, rannten zu Emma und wollten sich vor sie stellen.

„Nein, neben uns! Heinzelmännchen, du stellst dich neben Vati! Und Wölfchen, du kommst hier neben mich!“

Während die Kinder ihren Anweisungen folgten, räusperte sich Erich Hartkopf vernehmlich.

- Ach herrje! Jetzt hab ichs all wieder vergessen! -

Dabei hatte Erich ihr gestern erst gesagt, sie solle endlich aufhören mit Heinzelmännchen und Wölfchen und seine Söhne doch bitte bei ihren richtigen Namen rufen, Karl-Heinz und Wolf-Dieter, auf diese Namen seien sie schließlich getauft. Emma warf ihrem Bräutigam einen Entschuldigung heischenden Blick zu, prüfte kurz den korrekten Sitz der Matrosenanzüge der beiden Jungen, strich die Bänder an ihren Mützen glatt und stellte sich wieder in Positur. Photograph Meixner tauchte unter sein Tuch, streckte aber gleich darauf seinen Kopf wieder hervor.

„Det wird so nix. Zweek Schritte zurückjetreten, die Herrschaften, bitte!“

Die vier gehorchten. Dabei stieß Karl-Heinz gegen eine efeuum-rankte dorische Gipssäule und gab erschrocken einen gleich wieder unterdrückten Laut von sich.

„Pass doch auf! Willst du das Atelier demolieren?“

Erich Hartkopf warf seinem Ältesten einen strengen Blick zu. Doch der Photograph beruhigte die Situation:

„Keene Sorje nich! Die Säule is fest verschraubt. Der passiert nix.“

Bewegungslos und ohne die Miene zu verziehen, starrten Emma und Erich in die Kamera, und die beiden Jungen standen stramm wie Preußens Lange Kerls. Erst als der Photograph mit seinem *So, det wärs!* Entwarnung gab, wurde aus dem Standbild wieder eine Gruppe sichtbar lebendiger Menschen.

Während Erich mit Photograph Meixner die Lieferung und Bezahlung der Photos besprach, schob der sechsjährige Wolf-Dieter seine linke Hand in Emmas rechte, obwohl er doch längst wissen musste, dass es das böse, falsche Händchen war, mit dem er sich einzuschmeicheln versuchte. Leise fragte er:

„Tante Emma, bist du jetzt in echt meine Mutti?“

Emma drückte seine Hand ganz fest und richtete ihren Blick an die Decke des Photoateliers. Reichen sollte er aber viel höher, bis über die Wolken, bis ins Himmelreich, in dem sie ihre Schwester Anna vermutete, die jetzt sicher wohlgefällig auf sie herabsah. Sie schwor ihr insgeheim, sich mit all ihrer Liebe und Kraft um ihre Söhne zu kümmern.

- Da mach dir ma keine Sorgen nich! -

Emma holte ihren Blick von der Atelierdecke zurück und lächelte Wolf-Dieter an:

„Ja, mein Wölfchen. Jetzt bin ich deine Mutti.“

Sofort drängte sich der nur ein Jahr ältere Karl-Heinz auch an Emma heran, schob seine Rechte in ihre Linke und belehrte seinen Bruder:

„Du darfst gar nicht mehr Tante Emma sagen zu Tante Emma. Das hat Vati uns doch gestern verboten!“

Wolf-Dieter zog eine Schnute und zeigte seinem naseweisen Bruder, dass er die verwirrende Situation sehr wohl begriffen hatte:

„Weiß ich selber! Tante Emma ist jetzt eine Mutti und eine Mutti ist keine Tante!“

Doch gleich darauf vergaß er seine Erkenntnis wieder, denn seine Gedanken waren längst woanders:

„Tante Emma, wann gibts denn die Hochzeitstorte?“

„Ja, wann endlich?“

Karl-Heinz schubste seinen Bruder ein Stück zur Seite und leckte sich die Lippen. Emma kicherte, zog beide Kinder eng an sich und versprach:

„Gleich, ihr Schleckermäuler! Gleich, wenn wir zu Hause sind.“

Die dreistöckige Torte prangte in der Mitte der Tafel, eine richtige Hochzeitstorte mit einem Brautpaar aus Marzipan auf der Spitze; darauf hatte Emma bestanden, auch wenn sie sich ansonsten einsichtig gezeigt hatte, dass ihre Hochzeit *unter den gegebenen Umständen* nur im kleinen Rahmen gefeiert werden sollte. Erich hatte entschieden:

„Kaffeetrinken im Familienkreis, mehr ist einfach nicht angemessen. Und am Abend in die Oper.“

So hatte Emma klaglos ihre Mädchenträume von einer grandiosen Feier mit ihr als Braut im weißen Kleid, mit einem Krönchen auf dem Haupt und umspielt von einem duftigen Schleier, begraben. Einer Feier mit Orgelgebräus in der Kirche, Ringtausch vorm Altar, mit Brautjungfern und Blumen streuenden Kindern, mit einem aufwändigen Mittagsmahl im Hotel zur Post, mit einer Tanzkapelle, mit Hochzeitswalzer, launigen Reden und einer gerührt schluchzenden Brautmutter.